

Architekt der Würth-Halle ist tot

Kopenhagen (dpa) – Der dänische Architekt Henning Larsen ist im Alter von 87 Jahren gestorben. Er sei friedlich in seinem Haus in Kopenhagen eingeschlafen, teilte sein Büro mit. Larsen galt als einer der führenden skandinavischen Architekten. Bekannt wurde er vor allem mit kulturellen Bauten wie der königlichen Oper in Kopenhagen, der Kunsthalle Würth in Schwäbisch Hall oder dem Konzerthaus in Reykjavik. Zurzeit ist die Siemens-Konzernzentrale in München in Bau. 1959 gründete Larsen sein Architekturbüro. Er wurde häufig als „Meister des Lichts“ beschrieben. Von 1968 bis 1995 war er Professor an der Architekturschule der Königlichen Dänischen Kunstakademie. Er war Herausgeber des Architekturmagazins „Skala“ und gewann zahlreiche Preise – zuletzt den Mies van der Rohe Preis 2013 für das Konzerthaus in Reykjavik.

Tübinger Buchhändler leitet Börsenverein

Berlin (dpa) – Künftig führt der Tübinger Buchhändler Heinrich Riethmüller den Börsenverein des Deutschen Buchhandels. Der 57-jährige Inhaber der Osianserschen Buchhandlung wurde bei der Hauptversammlung als einziger Kandidat mit 296 von 328 Stimmen gewählt. Im Oktober tritt er die Nachfolge von Gottfried Honnefelder an. Der Börsenverein ist Dachverband der Buchbranche, für die Frankfurter Buchmesse zuständig, vergibt den renommierten Friedenspreis des Buchhandels und den Deutschen Buchpreis.

Ein- und ausdrucksvoll

Christine Schäfer und Isabelle Faust mit György Kurtágs „Kafka-Fragmenten“

VON DIETHOLF ZERWECK

Ludwigsburg – „Meine Gefängniszelle – meine Festung“ lautet der Eintrag in Franz Kafkas Tagebüchern, den der ungarische Komponist György Kurtág als 23. seiner 40 „Kafka-Fragmente“ vertont hat. In einer schweren Lebens- und Schaffenskrise lernte Kurtág Kafkas Werk 1957 in Paris kennen und entwickelte daraus einen Personalstil brennpunktartiger Verdichtung der musikalischen Mittel, der sich in dieser 30 Jahre später uraufgeführten Bekenntnismusik auf radikale Weise spiegelt. Zwei Stimmen führen mit den Kafka-Zitaten einen manchmal auf Bruchteile von Minuten verknappten Dialog: ein Sopran, der die Textfragmente in gewaltigen Oktavsprünge, verschiedenen Formen von Sprechgesang, exaltiertem Ausdruck und lyrischen Arioso zur Sprache bringt, und eine Violine, die den oft gleichnishaften Sinngehalt in herbe, abrupt wechselnde Expression überträgt. In einer Eigenproduktion der Ludwigsburger Schlossfestspiele waren Christine Schäfer, Isabelle Faust und Sandra Hüller die Interpreten eines außergewöhnlichen, festspielwürdigen

Abends im Ordensaal. Zwölf Mal setzt die Schauspielerin Hüller zu Beginn und zwischen einzelnen Werkgruppen Zitate aus Kafkas Werk: eine Traumparabel aus der „Verwandlung“, Privates, paradoxe Aphorismen („Aus Lust am Geborgensein gegen den Strom schwimmen“), Suche nach Transzendenz und letzten Dingen.

Ironischer Wohlklang

Die Geigerin Isabelle Faust beginnt Kurtágs Fragment „Die Guten gehn im gleichen Schritt“ mit monotoner Perpetuum-Mobilität, maskiert den Gedanken an „Rettung“ mit einem spröden, sandigen Glissando, umgibt das Ein-Wort-Fragment „Ruhelos“ mit dichten, dschungelartigen Clustern. Die Sopranistin Christine Schäfer meidet alles Theatralische in ihrer Darstellung, umgibt mit ironischem Wohlklang das Bekenntnis: „Einmal brach ich mir das Bein, es war das schönste Erlebnis meines Lebens.“ Von extremer Expressivität ist das Zusammenspiel der beiden Interpretinnen im 17. Fragment („Ich werde mich nicht müde werden lassen“) oder im Fragment „Nichts dergleichen“, wo die Bogenstriche wie

scharfe Messer in den Schrei der Sopranistin schneiden. In der Parabel vom „Wahren Weg“ mäandert die Geigenstimme sich an den Legato-Splittern der Sängerin entlang, am Beginn des vierten Teils – „Zu spät“ – kommt es zu einem Höhepunkt lyrischer Emphase: „Immer nur das Verlangen, zu sterben und das Sich-noch-Halten, das allein ist Liebe“ – diese Worte gestalten Christine Schäfer und Isabelle Faust zu einem intensiv existenziellen Moment. Im vorletzten Fragment („Wiederum, wiederum“) hallen die Marsch-Schritte der Geige in die Sopran-Klage zu den Worten „Berge, Wüste, weites Land gilt es zu durchwandern.“ Und ein erschauerndes Tremolo begleitet den letzten Satz Kafkas in Kurtágs kongenialer Vertonung, der von der Sängerin bedeutungsschwer vokalisiert wird: „Wir krochen durch den Staub, ein Schlangenepaar.“ Isabelle Faust und Christine Schäfer haben bei der Realisierung der „Kafka-Fragmente“, die aufgrund ihrer extremen Kontraste und virtuosierten Anforderungen nur selten aufgeführt werden, zum ersten Mal zusammengearbeitet. Das Ergebnis zeitigte tiefsten Aus- und Eindruck.

Von trauriger Aktualität

Uraufführung von Fazil SAYS Zyklus „Goethe-Lieder“ nach dem „West-östlichen Divan“ mit dem Stuttgarter Kammerorchester

VON DIETHOLF ZERWECK

Stuttgart – „Orient und Okzident / Sind nicht mehr zu trennen“, dichtet Goethe in seinem „West-östlichen Divan“. Wie sehr die politische und gesellschaftliche Realität auch fast 200 Jahre danach dieser geistigen Utopie zuwiderläuft, ist derzeit am Beispiel der Türkei zu erleben. Am Bosphorus, einer der Nahtstellen beider Welten, herrscht Aufruhr. Just in Istanbul ist auch der türkische Pianist und Komponist Fazil Say im April wegen „Herabwürdigung religiöser Werte und Störung des öffentlichen Friedens“ zu einer zehnmönatigen Gefängnisstrafe auf Bewährung verurteilt worden, nachdem er über Twitter Zeilen eines persischen Dichters aus dem Mittelalter zitiert hatte, die sich auf den Koran beziehen: „Du sagst, durch deine Bäche wird Wein fließen. Ist das Paradies denn eine Schänke? Du sagst, du wirst jeden Gläubigen mit zwei Jungfrauen belohnen. Ist das Paradies denn ein Bordell?“

Brennglas der eigenen Situation

Vom Stuttgarter Kammerorchester hat Fazil Say – der zur Jahrtausendwende noch vom türkischen Kultusministerium beauftragt wurde, ein Oratorium auf Verse des Dichters Nazim Hikmet zu schreiben und dessen kompositorisches Oeuvre außerdem schon vier Klavierkonzerte umfasst – den Kompositionsauftrag für den Zyklus „Goethe-Lieder“ bekommen, der jetzt im Stuttgarter Beethovensaal uraufgeführt wurde. In SAYS Auswahl aus dem „West-östlichen Divan“ spiegelt sich wie in einem Brennglas seine Situation als Künstler in der heutigen Türkei. Mit „Offenbar Geheimnis“ beginnt der sechsteilige, 20-minütige Liedzyklus. Goethe stellt darin den persischen Dichter Hafis, dessen Werk ihn zum „West-östlichen Divan“ inspiriert hat, gegen die „Wortgelehrten“, die Hafis als Mystiker diffamierten. Mit



Der Pianist und Komponist Fazil Say spiegelt seine Situation als türkischer Künstler in seinem neuen Werk. Foto: dpa

beschwörendem Sprechgesang, unterteilt von seufzenden Geigen-Glissandi, setzt die Sopranstimme ein, steigert sich bald zu hoch erregter Expressivität, um dann in melismatischer Klage zu verklängen. Im zweiten Text („Fetwa“) wird die Bedrohung der Kunst explizit: „Der Mufti las des Misri Gedichte, / Eins nach dem andern, alle zusammen, / Und wohlbedächtigt warf er sie in die Flammen.“ Und der Terror wird

noch vernichtender, der Richter urteilt: „Verbrannt sei jeder, / Wer spricht und glaubt wie Misri“. Das trommelnde Spiccato der Geigen, die immer lauter dröhnenden Schläge der Pauken illustrieren den sich bis zum Schrei steigenden Gesang. Dann, begleitet von orientalischer Melodik, eine andere Botschaft, arios ausgestaltet, die im „Finale“ wiederholt wird, dort allerdings nurmehr in fahlem Sprechgesang: „Wer den

noch vernichtender, der Richter urteilt: „Verbrannt sei jeder, / Wer spricht und glaubt wie Misri“. Das trommelnde Spiccato der Geigen, die immer lauter dröhnenden Schläge der Pauken illustrieren den sich bis zum Schrei steigenden Gesang. Dann, begleitet von orientalischer Melodik, eine andere Botschaft, arios ausgestaltet, die im „Finale“ wiederholt wird, dort allerdings nurmehr in fahlem Sprechgesang: „Wer den

Dichter will verstehen / Muss in Dichters Lande gehen.“ Davon handelt ein weiterer Text („Tefkir Namah“), der sich wieder ohne Pause musikalisch anschließt und den Streichern mehr Raum zu lyrischer Entfaltung gibt. Im krassen Gegensatz dazu das „Betrogener, betrüge!“, dessen acht Zeilen eindringlich wiederholt werden: ein melodramatisch turbulentes Stück, zu irrem Gelächter in der Singstimme gesteigert. Die junge französische Sopranistin Norma Nahoun und das Stuttgarter Kammerorchester in der Leitung Oswald Sallabergers gaben dem anspruchsvollen Werk Fazil SAYS eine eindrucksvolle Interpretation.

Stürmischer Übermut

Sallaberger, ehemals Assistent von Claudio Abbado beim Gustav Mahler Jugendorchester und bis 2010 Chef des Opernorchesters von Rouen, war für den erkrankten Michael Hofstetter eingesprungen. Er dirigierte auch die Mozart-Werke des Abends mit feinem Gespür für Phrasierung und klangliche Nuancen. Außer der noch in Salzburg komponierten Sinfonie C-Dur (KV 338) waren dies Mozarts C-Dur-Klavierkonzert (KV 467), das Fazil Say mit stürmischem Übermut und eigenwilligen Kadenzinterpretationen, und die Konzertarie „Ch'io mi scordi di te“, in welcher der Pianist die von Norma Nahouns subtil ausgelotete Gefühlswelt kantig begleitete. Auch dafür gab es vom Publikum rauschenden Beifall.

Lust am Kunstgewerbe

Die Neuen Vocalsolisten beim Neue-Musik-Festival „Der Sommer in Stuttgart“

VON MARTIN MEZGER

Stuttgart – Den chromatischen Giftpflanzen des Carlo Gesualdo hat die Komponistin Lucia Ronchetti ganz andere Gewächse aufgepfropft: „Blumenstudien“ heißt ihr Vokalopus, das aus Madrigalen des berühmten Eifersuchtsmörders und musikalischen Extremisten der Spätrenaissance eine Blütenlese nach Gedichten von Goethe, Uhland, Rilke und anderen herauszucht. Natürlich hat es etwas Mutwilliges, die Klangblumen des Bösen als lyrische Topfpflanzen umzusetzen. Statt heißer Leidenschaften holde Floristik, statt selbstquälender Pein das interesselose Wohlgefallen vegetabilen Sprießens und Rankens: Ronchetti bewirkt die wundersame Wandlung, indem sie Gesualdos kühnen Tonsätzen hier ein Glissando-Kanälchen einführt, da ein Solo-Stängelchen herauspräpariert, dort eine Fioritura beschleunigt und gelegentlich dem Bukett etwas flüsternde Behauchung angehängt lässt. Doch neuer Sinn bricht nicht aus dem Blumenstück, die Sinnlichkeit kann sich lediglich an die Momente polyphoner Verdichtung halten, die jenes morphogenetische Wachsen, Reifen und

Fortpflanzen spiegeln, das Goethes „Metamorphose der Pflanze“ – das Leitgedicht von Ronchettis „interpretierender“ Komposition – ekstatisch feiert. Den Neuen Vocalsolisten gab die Uraufführung beim Festival „Der Sommer in Stuttgart“ im Theaterhaus die Gelegenheit, ihre Fähigkeit zu kristallinen Ensembleklängen, luziden Timbres und austarierter Homogenität vorzuführen. Doch Ronchettis Botanisierei an Gesualdos Originalen gelingt keine Durchkreuzung der Gesualdo-Klischees (falls sie denn beabsichtigt war), sondern allenfalls ein kunstgewerblicher Verschnitt. Frei von Material recycelndem Kunstgewerbe waren freilich auch andere Werke des Abends nicht. In Noriko Babas „Göshu“ mündet ein japanisches Märchen in einen italienischen Wortwechsel und eine vokal parodierte Orchesterprobe in ein Konzert von Kuckucksterzen. In Francesco Filideis „Dormo molte amore“ reflektieren die in betörenden Sekundärklängen und Einzeltönen aufgefächerten Tonleitern immerhin die Struktur des zugrundeliegenden Gedichts von Stefano Busellato, einer Permutationsfolge von nur neun Worten. Andere Register zieht Cla-

ra Ianottas quietschendes und tremolierendes Geige-Bratsche-Duett „Limum“ (mit Melisse Mellinger und Barbara Maurer). Das „Zitronenstück“ schärft samt den silbrig fistelnden Mundharmonika-Tönen zweier „Umblätterer“ die Klangränder, als berge sich in solcher „Engführung“ eine geheime Welt, eine komprimierte Energie, eine paradoxe Utopie, deren Vorhall das sensible Werk einfängt. In Clemens Gadenstätters „weh“ – eher eine Anti-Utopie – werden erstickende Töne und berückende Harmonien, Staccati und Zungenschmalzer zu einer sehr freien „Schneewittchen“-Replik aus dem Geist finsterner Erotik, seelischer Beklemmung, aber auch rotzig-trozigem Aufbegehren. Hier und erst recht in Gabriel Dharmos „notre meute“ balancierten die Vocalsolisten souverän auf dem Hochseil avancierter Stimmartistik. Raffiniert mischt Dharmos in seinem Klangporträt eines fiktiven Volksstammes hechelnd Animalisches, nobel Renaissancehaftes und ungeniert Folkloristisches: Primitives erscheint gekünstelt und Künstliches naiv, Zivilisation und Wildheit wechseln so munter die Masken wie Kunst und Kunstgewerbe – lustig und lustvoll.

ROMAN „HUNDSGESCHREI“ VON TITUS SIMON © 2013 SILBERBURG-VERLAG, TÜBINGEN

4. Fortsetzung

Das war vor 1933 gewesen. Er ging damals auf die Seelbacher Volksschule, sein Bruder besuchte das Schwäbisch Haller Knabengymnasium. Elias kam meist mit dem Zug und Jakob wartete auf ihn häufig zusammen mit Alfred Angelbauer, den er immer nur „Alfi“ genannt hatte, am Bahnhof. Bei Angelbauers gab es erst um eins Essen, da der Polizist nicht früher zu Hause erschien. Dass das nichts mit dem Dienst zu tun hatte, sondern mit einer lange im Verborgenen blühenden Liaison mit der verwitweten Engelwirtin Cäcilie Giebel, kam erst Jahre später ans Licht, dann aber mit Macht, oder – wie man so sagte – „volle Pulle“. Immerhin 14 Jahre lang war es dem Polizisten und der Wirtin gelungen, die Beziehung geheim zu halten, was in einer Kleinstadt höchst ungewöhnlich war. Natürlich wollten später viele gewusst haben, zu welchem Zweck der Polizist durch den weitläufigen Garten und den Sommerkeller in den Teil des Hauses vordrang, den die Wirtin auch für ihre langjährigen Bediensteten niemals zugänglich machte. Respektvoll sprachen alle davon, dass sie auf diese Weise das Andenken an ihren be-

reits früh verstorbenen Mann wahren wollte, der in diesem Keller zu Tode gekommen sei. Böse Zungen behaupteten, er sei nachts schwer betrunken beim Versuch, noch einen weiteren Krug Most zu holen, die Sandsteintreppe hinuntergestürzt und anderntags den Folgen seiner schweren Schädelverletzungen erlegen. Als die Affäre dann 1942 aufflog, war die so lange betrogene Ehefrau nicht aufzuhalten. Sie denunzierte ihren Mann beim Ortsgruppenleiter. Und da ein Ehebruch zwar moralisch verwerflich, aber ansonsten nicht zu beanstanden war, köderte sie diesen mit dem Hinweis, dass ihr Mann, der Leiter der Ortspolizei, die Familie Winter im Herbst 1941 vor der drohenden Deportation gewahrt habe. Ohne Folgen zwar, denn niemand aus der Familie machte den Versuch, sich dem anstehenden Abtransport zu entziehen, aber dennoch, das war nicht weniger als der Verrat von Dienstgeheimnissen an Juden, Hochverrat also, Verrat am Führer und an der Volksgemeinschaft. Ortsgruppenleiter Karl Gauder sah endlich die Gelegenheit, dem früheren Sozialdemokraten Angelbauer den entscheidenden Schlag zu versetzen. Er hatte es nie verwunden, dass dieser 1933 nach kurzer Abbe-

rufung aus seiner Funktion auf Drängen des damaligen Bürgermeisters Walter Knecht wieder in sein Amt eingesetzt worden war. Jetzt konnte er endlich dafür sorgen, dass Oskar Angelbauer noch mit 48 Jahren an die Front musste. Und nicht nur das. Für sein nachgewiesenes volkschädliches Verhalten kam er in ein Strafbataillon und fiel 1943 an der Ostfront. Dies geschah wenige Tage, bevor es dem immer fröhlichen Alfi am 14. Juli ganz in der Nähe der Ortschaft Prochorowka nicht mehr gelang, seinen brennenden Panzer zu verlassen. Manche sagten später, das sei die gerechte Strafe für Agathe Angelbauer gewesen, die ihren einzigen Sohn über alles vergötterte, zumal gleich mehrere Seelbacher dabei gewesen sein wollten, als die Engelwirtschwester die Angelbauerin „bis an den letzten Tag“ verflucht habe. „Kein Stein soll ihr auf dem anderen bleiben. Keinen einzigen glücklichen Tag soll sie jemals wieder erleben.“ Aber andere fanden, das ginge dann doch zu weit, immerhin sei die Engelwirtin ja ein ganz „abg'schlagnes Ripp“, die Verführerin, die „Lacke“, die eigentliche Hur gewesen und somit zumindest mitschuldig am Schicksal von Oskar Angelbauer.

Ein Blick auf die Uhr verdeutlichte Jakob Winter, dass es Zeit war, umzukehren. Er hatte ohnehin nicht die Absicht gehabt, die 123 Stufen hinaufzusteigen. Ihn interessierte auch nicht, wer derzeit in der Villa wohnte. Das war im Augenblick nicht von Belang. Das würde erst eine Rolle spielen, wenn es darum ging, das Procedere der Rückübernahme praktisch in Angriff zu nehmen. Natürlich war das ein großer Fehler gewesen, die Sache in den Jahren '45 und '46 schleifen zu lassen. Als Angehöriger der US-Streitkräfte hätte er die Rückübernahme binnen Tagen durchsetzen können. Dass er damals nicht sofort aktiv wurde, hatte seine Gründe. Den Ort Seelbach konnte er nur unter Aufbietung aller Kräfte mit unendlicher Wut und in großem Schmerz aufsuchen. Von der jüdischen Gemeinde, die in den zwanziger Jahren fast die Hälfte der Wohnbevölkerung ausmachte, war niemand mehr da. Und die Gojim? Mit erhobenem Haupt begegnete ihm einzig Franz Huter. Wobei dieses Bild nicht stimmte, denn dem hatte die Bechterew'sche Krankheit das Kreuz in die Waagrechte und den Kopf nach unten gezwungen. Trotzdem war er der einzige Aufrechte in Seelbach. Und die anderen? Die Witwe Angelbauer brach in Tränen aus,

als er das Gartentor zu ihrem Grundstück öffnete, um sich nach Alfi zu erkundigen. Auf der Straße hasteten viele Frauen mit scheuen Blicken an ihm vorbei. Frauen waren damals im Ortsbild deutlich in der Überzahl. Viele wichen ihm aus, teils aus Scheu, aus Unsicherheit dem Besatzungssoldaten gegenüber, der früher einmal einer der ihren gewesen war. Einer der ihren? Wohl nicht ganz, aber einer von hier, der Enkel des Salomon Winter, der mit dem wirtschaftlichen Erfolg seiner Spiegelwerkfabrikation viele im Ort in Arbeit und Brot gebracht hatte, der auch in der Krise der späten zwanziger Jahre keinen einzigen Mitarbeiter entlassen hatte. Noch nicht einmal diejenigen, die als Erste im braunen Hemd herummarschierten, obwohl der Bürgermeister ihm den Rat gegeben hatte, das Gesindel rauszuschmeißen. „Es sind verwirrte junge Leute“, hatte das charismatische Oberhaupt des Hauses Winter erwidert. „Wenn ich sie um die Arbeit bringe, werden ihre Verwirrungen und ihr Hass auf uns Juden noch weiter zunehmen. Wenn sich einer bei der Arbeit nichts zuschulden kommen lässt, kann er meinetwegen in seiner Freizeit im kackbraunen Hemde herumlaufen.“ Schon kurz nach dem 30. Januar

1933 legten die jungen Nazis, die in der Winter'schen Spiegelwerkfabrik vor allem in der Verwaltung tätig waren, ihre braunen Hemden auch während der Arbeitszeit nicht mehr ab. Und später, als man seinen Sohn Joseph, der zum Jahreswechsel 1933/34 die Führung der Geschäfte übernommen hatte, aus der Firma jagte, war es einer dieser braunen Rotzlöffel, der ihn mit den Worten „Itzig Winter, du hast in einem arischen Betrieb nichts mehr zu suchen“ aus dem Chefbüro wies. Gottfried Metzger war das gewesen, ein früherer Schulkamerad von Elias, der mit diesem Mistkerl während der ersten Schuljahre sogar freundschaftlich verkehrte und ihn hin und wieder mit nach Hause brachte. Metzger hatte sich später lange vor der Einberufung zur Wehrmacht drücken können. Die Leitung der Spiegelwerkfabrik, die jetzt optische Teile für Scherenfernröhre und andere wehrtechnische Produkte herstellte, wurde als „kriegswichtig“ eingestuft. Schließlich erhielt er 1944 doch noch seine Einberufung und starb ein Dreivierteljahr später bei der sinnlosen Verteidigung der Festung „ausgerufenen schlesischen Metropole Breslau. Für die Leitung der arisierten Winter'schen Spiegelwerkfabrik war er bestens qualifiziert gewesen. (Fortsetzung folgt)